



**Helmut Gundert**

# **Baustelle Zukunft**

**Ein engagiertes Leben  
in Zeiten globaler Krisen**







ClimatePartner<sup>o</sup>  
klimaneutral

Verlag | ID: 128-50040-1010-1082

*Selbstverpflichtung zum nachhaltigen Publizieren*

Nicht nur publizistisch, sondern auch als Unternehmen setzt sich der oekom verlag konsequent für Nachhaltigkeit ein. Bei Ausstattung und Produktion der Publikationen orientieren wir uns an höchsten ökologischen Kriterien.

Dieses Buch wurde auf 100 % Recyclingpapier, zertifiziert mit dem FSC®-Siegel und dem Blauen Engel (RAL-UZ 14), gedruckt. Auch für den Karton des Umschlags wurde ein Papier aus 100 % Recyclingmaterial, das FSC® ausgezeichnet ist, gewählt. Alle durch diese Publikation verursachten CO<sub>2</sub>-Emissionen werden durch Investitionen in ein Gold-Standard-Projekt kompensiert. Die Mehrkosten hierfür trägt der Verlag. Mehr Informationen finden Sie unter:

<http://www.oekom.de/allgemeine-verlagsinformationen/nachhaltiger-verlag.html>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017 oekom, München

oekom verlag, Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH,  
Waltherstraße 29, 80337 München

Layout und Satz: Reih Satzstudio, Lohmar

Lektorat: Susanne Darabas, München

Korrektorat: Josef Mayer, Sinzheim

Umschlagentwurf: Sarah Schneider, oekom verlag

Umschlagabbildung: © ipopba – Fotolia.com

Porträt Umschlagrückseite: Karin Virnich

Druck: Bosch-Druck GmbH, Ergolding

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86581-825-6

E-ISBN 978-3-96006-153-3



Helmut Gundert

# Baustelle Zukunft

---

Ein engagiertes Leben  
in Zeiten globaler Krisen

*In dankbarer Erinnerung  
an meine mutige Frau Doris*

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung . . . . .	7
1. Frühe Herausforderungen oder: Eine Kindheit im Batakland auf Sumatra . . . . .	9
2. Heitere Tage und erste Schatten des Dritten Reichs: Das Internatsleben in Schondorf . . . . .	23
3. Im Zeichen des Krieges: Bei der Flak, im Reichsarbeitsdienst und an der Front . . . . .	33
4. Der lange Marsch nach Hause: Kriegsende und Heimkehr . . . . .	47
5. Der Alltag hat mich wieder: Abitur, landwirtschaftliche Lehre und Studium . . . . .	53
6. Mehr als das halbe Leben: Meine sechs Berufe . . . . .	73
<i>Als Kaufmann im Büro . . . . .</i>	73
<i>Als Farmer unter der Sonne Afrikas . . . . .</i>	74
<i>Als landwirtschaftlicher Sachverständiger     bei der Gasversorgung . . . . .</i>	97
<i>Als Mitarbeiter im Entwicklungsdienst     von »Brot für die Welt« . . . . .</i>	109
<i>Als Geschäftsführer von Bioland . . . . .</i>	153
<i>Als Familienvater, Pfleger und Privatmann . . . . .</i>	165
Schlusswort . . . . .	199
Bildnachweis . . . . .	201



# Einleitung

»Wenn du aus dem Fluss trinkst,  
denke auch an die Quelle.«

Diese bekannte vietnamesische Redensart soll das Motto dieses Buches sein, bei dem es um soziale und ökologische Verantwortung geht. Jede und jeder Einzelne von uns wirkt mit ihrem und seinem Lebensstil auf die Zukunft ein. Jeder und jede von uns kann sie gestalten. Aufgrund meiner Erfahrungen kann ich sagen, dass das sehr befriedigend sein und dazu noch Spaß machen kann.

Der Anlass für dieses Buch entstand, als mein im Laufe des Lebens entwickeltes Engagement für mehr soziale Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung langsam erlahmte. Achtzehn Jahre Mitarbeit bei Brot für die Welt, zwölf Jahre Einsatz für die Förderung des ökologischen Landbaus, meine Arbeit in der Kirchengemeinde sowie mein Engagement für die Grünen im Gemeinde- und Kreisrat und die Mitinitiative der Agenda 21 in unserem Dorf haben mich ungeduldig gemacht.

Immer weniger verstehe ich die Gleichgültigkeit vieler Mitbürger gegenüber jeglicher Zukunftsvorsorge. Momentane Lebensfreude, der Wunsch nach hohem Einkommen, nach Bequemlichkeit und oft völlige Unkenntnis der großen Zusammenhänge herrschen vor. Vor allem Eltern mit Kindern müssten die Klimaerwärmung, der Artenschwund, das Ozonloch, die sich häufenden Stürme und das rapide sich vergrößernde Ungleichgewicht zwischen Arm und Reich, zwischen Dritter Welt und uns, um nur einige Beispiele zu nennen, eigentlich Anlass zur Sorge sein. Doch denken sie an alles andere, nur nicht an die drohenden Gefahren für ihre Kinder und Enkelkinder.

Lange konnte ich dieses Verhalten nicht verstehen. Erst allmählich komme ich dahinter, dass es vielleicht doch erklärbar ist. Die meisten

Menschen sind in einer Zeit aufgewachsen, als bei uns Frieden herrschte, Hunger unbekannt war, das Wirtschaftswunder geschah, die Herrschenden glaubhaft vorgaben, sie hätten alles im Griff und die öffentliche Meinung im Wesentlichen Optimismus ausstrahlte. Warum sollte man sich Sorgen machen?

Ich möchte in diesem Bericht anhand von Selbsterlebtem einmal deutlich machen, wie wichtig es wenigstens für mich war, mich einzumischen und »vom Reden zum Tun« zu gelangen. Durch meine Herkunft, meine verschiedenen Aufenthalte in vielen Teilen der Welt, durch meine Arbeit bei Brot für die Welt und für den ökologischen Landbau sowie durch meine politische Tätigkeit habe ich einen ganz anderen Hintergrund als der »Normalbürger«. Ich beurteile einiges völlig anders, als das heute vielfach geschieht.

Vielleicht lässt sich der Leser oder die Leserin in dem einen oder anderen Kapitel beziehungsweise von der einen oder anderen Begebenheit dazu anregen, seine oder ihre Sicht der Dinge zu hinterfragen und die lauernden Gefahren für die Zukunft in sein oder ihr künftiges Handeln miteinzubeziehen. Wer daran kein Interesse hat, kann wenigstens erfahren, warum ich in Bezug auf Umweltschutz, Energieverbrauch, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Nationalismus, »Deuschtümelei«, Kapitalismus, Militarismus, soziale Gerechtigkeit, Fortschrittsgläubigkeit, Genusssucht, Treue in der Ehe und dergleichen mehr anders und – wie ich meine – zukunftsorientierter denke und empfinde.

Ich habe lange gezögert, zur Feder zu greifen. Wenn jedoch auch nur wenige Leser sich angesprochen fühlen, hat sich die Arbeit gelohnt, weil ich mit Bonhoeffer übereinstimme, der sagte:

»Mag sein, dass der Jüngste Tag morgen anbricht,  
dann wollen wir gerne die Arbeit für eine bessere Zukunft  
aus der Hand legen, vorher aber nicht.«

## Frühe Herausforderungen oder: Eine Kindheit im Batakland auf Sumatra

In meiner Geburtsurkunde vom 11. August 1927 bescheinigt David Latuspapua – außerordentlicher Standesbeamter zu Tarutung – wegen Verhinderung durch andere Amtsgeschäfte des ordentlichen Beamten, dass ich am 10. Mai mittags um zwölf Uhr in Pea Radja geboren wurde.

Mein Vater, Heinrich Gundert, »von Beruf Pflanze, wohnhaft in Sibosoer, Post Balige, gibt« – leider erst am 15. Mai – »mit gebührender Ehrerbietung zu wissen, dass er es unterlassen hat, binnen drei Tagen nach der am 10. Mai stattgehabten Geburt von seinem Kind Anzeige von dieser Geburt zu machen, dass er, als er diese Anzeige machen wollte, vom Standesbeamten in Tarutung dazu nicht zugelassen worden ist, demzufolge hierüber in dem Geburtsregister zu Tarutung für das laufende Jahr dieser Akt fehlt, welcher die Geburt von diesem Kinde beweist und welches Versäumnis er verbessert zu sehen wünscht«.

In diesem Stil wird dann in der vierseitigen Geburtsurkunde in holländischer Sprache – die später mit hohen Kosten von einem vereidigten Dolmetscher ins Englische und Deutsche übersetzt werden musste – ausgeführt, dass erst der Aktuar der Gerichtsbehörde in Padang, der Hauptstadt von Sumatra, und schließlich der Resident von Tapanuli im Namen der Königin der Niederlande diese Geburtsurkunde legalisiert hat.

Der Umstand, dass ich in Pea Radja geboren wurde, etwa fünfzig Kilometer von meinem Heimatort entfernt, hängt damit zusammen, dass



*Unsere Teepflanzung Sibosoer/Habinsaran*

dies das nächstgelegene Krankenhaus war, nämlich ein Krankenhaus der Rheinischen Mission. Sie hatte bereits fünfzig Jahre in diesem Teil Sumatras, im Batakland am Tobasee, gewirkt. Mein Vater war aber kein Missionar gewesen, sondern Teepflanzer in Sibosoer. Aus der Batak-Sprache übersetzt lautet die Bezeichnung dafür in etwa »der Satte«.

Mein Vater entstammte einer alteingesessenen Stuttgarter Familie, die in Theologenkreisen gut bekannt ist. Sein Urgroßvater, der »Bibelgundert«, hatte seit 1812 die Württembergische Bibelgesellschaft geleitet. Der Großvater meines Vaters war Missionar der Basler Mission gewesen und ein bedeutender Sprachforscher an der indischen Malabar-Küste. Einer der Vettern meines Vaters war Hermann Hesse.

Mein Vater hatte nach vierjähriger Teilnahme am Ersten Weltkrieg – zum Schluss als Leutnant – Landwirtschaft gelernt und in Hohenheim studiert. 1923 wanderte er nach Sumatra aus. Er hatte sich von seinem Vater, der den Calwer Verlag mit theologischen Schriften leitete

und Eigentümer des früher sehr bekannten Gundert-Verlages mit Kinder- und Jugendbüchern war, sein Erbe auszahlen lassen. In Sumatra, in Sibosoer, kaufte er davon eine kleine Teepflanzung. Der Vorbesitzer wollte verkaufen, weil Tee seiner Ansicht nach in dieser Gegend nicht ging. Mein Vater stellte auf Kaffee um und probierte auch verschiedene andere Kulturen aus, bis er schließlich wieder zum Teeanbau überging. Viel Geld war nötig, um eine Teefabrik mit eigenem Elektrizitätswerk zu bauen und längere Durststrecken ohne Einnahmen zu überstehen.

Der nächste Ort mit einigen Europäern, Balige am Tobasee, lag etwa dreißig Kilometer entfernt und war nur auf einer schlechten Straße zu erreichen. Weil mein Vater nicht auf Dauer alleine leben wollte, suchte er eine Frau. Er bat seine Geschwister in Deutschland – acht an der Zahl –, ihm dabei behilflich zu sein. Zufällig ging eine seiner Schwestern gerade auf eine Haushaltungsschule in Großsachsenheim. Sie kannte Anna Schneider, die Tochter des Fabrikanten Karl Schneider, der in Feuerbach bei Stuttgart eine Verzinkerei besaß, die jahrzehntelang die berühmten verzinkten Schneidertanks herstellte. Meine Mutter ging das unglaubliche Abenteuer ein und reiste drei Wochen über die Meere zu einem ihr völlig unbekanntem Mann. Mein Vater kam ihr entgegen, sie trafen sich in Penang/Malaysia und reisten dann zusammen nach Sibosoer. Dort heirateten sie 1925.

Für meine Mutter war das sicher ein großes Wagnis. Wie viele andere Mutproben, die sie in ihrem Leben in Sumatra, vor allem aber später in Deutschland ohne ihren Mann bestehen musste, ging auch diese gut aus. 1927 wurde ich und im Februar 1929 dann meine Schwester Herta geboren. Damit war unsere Familie komplett. Wir Kinder erlebten eine wunderschöne Jugendzeit in angenehmem Klima auf 1.300 Meter Höhe nahe dem Äquator.

Die Pflanzung mit fünfundsiebzig Hektar Hochlandtee begann sich allmählich zu entwickeln. Wären die Absatzprobleme zu Beginn der 1930er-Jahre mit der Weltwirtschaftskrise und später die Devisenbewirtschaftung des Dritten Reiches nicht gewesen, wäre es unseren Eltern sicher auch finanziell gut gegangen. Wir hatten ein schönes, großes Haus, einen Schäferhund, unseren Affen Fritzle und eine unbeschreibliche Frei-

heit in schönster Natur und Landschaft. Neben unserem Haus gab es noch ein Gästehaus. In diesem wohnten zeitweise Besucher, die sich vom schwülheißen Tropenklima im restlichen Sumatra erholen wollten. Um eine kleine Nebeneinnahme zu haben, versorgte sie meine Mutter mit schwäbischer Kost und gastfreundlicher Unterbringung auf das Beste.

Das Elektrizitätswerk, das tagsüber die Motoren in der Teefabrik antrieb, lieferte uns nachts Strom, wenn nicht gerade Trockenzeit war und wir Petroleumlampen benutzen mussten. Die Turbine wurde mit Wasserkraft aus einem Bach angetrieben. Um die unregelmäßige Wasserführung des Baches auszugleichen, wurden einige Stauwehre angelegt. An diesen entstanden schöne Seen, in denen wir baden konnten.

Sonntags, wenn die Eltern ausschlafen konnten, war Badetag. Nach einem gemeinsamen Frühstück und einer Andacht, in der – von Mutter auf dem Klavier begleitet – Choräle gesungen wurden und mein Vater die Losung oder eine kurze Predigt vorlas, ging es mit Hund und Badezeug zum Schwimmen. Wir mussten etwa zwanzig Minuten durch Tee, Myrtengestrüpp und Urwald laufen bis zu unserem Badesee, wo es ein Sprungbrett und einen Einbaum zum Paddeln gab. Mein Vater brachte uns das Schwimmen schon sehr früh bei. Mir zuerst, was meine Schwester sehr ärgerte. Einmal rannte sie voraus, zog sich blitzschnell aus und sprang ins Wasser, obwohl sie noch nie alleine geschwommen war. Als mein Vater beim Wasser ankam und die Bescherung sah, sprang er in Kleidern hinterher und packte sie beim Schopf. Seit diesem Tag konnte sie aber auch alleine schwimmen, was ihr neben ihrem Spitznamen »Steppenkatze« auch die Bezeichnung »Wasserratte« eintrug.

Um auch mit der Politik in Deutschland auf dem Laufenden zu bleiben, las mein Vater beim Baden die etwa sechs Wochen alte Frankfurter Zeitung. Der Zeitunterschied machte ihm in der Abgeschiedenheit von Siboso nichts aus. Hauptsache er wusste, was in der Welt und in Deutschland vor sich ging; er war insbesondere mit der Entwicklung nach Hitlers Machtergreifung gar nicht einverstanden.

Obwohl ich damals noch keine zehn Jahre alt war, hörte ich immer wieder, wenn Besuch kam, dass sich mein Vater mit den Gästen über politische Themen unterhielt. Es gab auch in Sumatra einen Ableger des



*Unsere Familie*

berühmt-berüchtigten VDA (Verein Deutscher im Ausland). Dessen Aufgabe bestand hauptsächlich in der Nazi-Indoktrination der Auslandsdeutschen. Seine Mitglieder verteilten Propagandamaterial und machten den Kindern große Geschenke. So bekam ich einmal eine richtige, funktionierende Dampfmaschine, über die ich mich wesentlich mehr freute als mein Vater.

1931 reiste meine Mutter zum ersten Mal mit uns Kindern auf Besuch nach Deutschland, führte uns der großen Verwandtschaft vor und besorgte sich viele Dinge, die es in Sumatra nicht gab und auf die sie glaubte nicht verzichten zu können. Wir Kinder machten ihr den Aufenthalt durch unsere Wildheit sicher nicht leicht und waren alle froh, als wir wieder auf dem Schiff waren. Die drei Wochen bis zur Ankunft in Belawan konnten wir kaum erwarten.

Wieder zu Hause, wollte meine Mutter gerne eine Hilfe für den Haushalt haben und fand in Fräulein Jetter eine herzengute Frau. Sie war völ-

lig in unsere Familie integriert und beschäftigte sich auch viel mit uns Kindern. Zum Beispiel an Weihnachten machten wir mit Fräulein Jetter nach dem Mittagessen immer einen mehrstündigen Spaziergang. In dieser Zeit richtete meine Mutter den großen Christbaum her – eine Kiefer –, baute die Krippe auf und verteilte die Geschenke im Musikzimmer, das einen Vorhang hatte. Nach dem Abendessen, wenn der Christbaum angezündet war und ein Glöckchen ertönte, durften wir in das Weihnachtszimmer, um zuerst am Klavier fast alle bekannten Weihnachtslieder durchzusingen. Erst dann durften wir die Geschenke ansehen. Seit dieser Zeit brauche ich in der Kirche an Weihnachten auch heute nie ein Gesangbuch, egal wie viele Liederstrophen gesungen werden.

Als ich etwa vier Jahre alt war, besuchte uns ein gewisser Dr. Helbig. Er war Geograf und wollte die Hochfläche von Habinsaran, so hieß unsere Wohngegend, detailliert erforschen. Viele Wochen war er mit einem Träger unterwegs und wollte sich nur ab und zu bei uns von den Strapazen erholen. Für meinen Vater war er ein interessanter Gesprächspartner und ihre Verbindung riss bis zu seinem Tode nicht mehr ab.

Dr. Helbig kam 1937 noch einmal, nachdem er die ganze Insel Borneo, das heutige Kalimantan, durchquert hatte. Seine einmaligen wissenschaftlichen Erkenntnisse schrieb er in zwei dicken Büchern nieder. Sozusagen als Nebenprodukt dieser Bücher verfasste er, der sehr viele Jugendbücher im Verlag meines Großvaters verlegte, das Buch »Til kommt nach Sumatra«. Weil er in mir das Vorbild für seinen »Til« sah, berichtet das Buch sehr anschaulich von unserem Leben und vielen Ereignissen in Sibosoer. Zum Beispiel vom Besuch eines Tigers, der zwar in der Gegend lebte, uns aber nicht besonders oft belästigt hatte. Manchmal strich er jedoch nachts um unser Haus. Man sah dann seine Spuren im trockenen Sand unter dem Haus, das, wie regional üblich, wegen der Termiten auf Pfähle gebaut war. Die Hunde bellten natürlich fürchterlich. Wir wussten aber, wenn man ihn in Ruhe ließ, griff er Menschen nicht an.

Dr. Helbig saß eines Abends mit meinem Vater im Wohnzimmer und sagte plötzlich: »Hier riecht es nach Tiger!« Die Hunde fingen an zu bellen, und am nächsten Tag fehlte einer von ihnen. Übrigens war das bereits der vierte Hund, den der Tiger unter unserem Haus geholt hatte.

Einmal hatte er es auf das Vieh unserer Batak-Mitarbeiter abgesehen, was sie in Wut versetzte. Sie legten das Aas der gerissenen Ziege auf ein Gerüst aus dünnen Ästen und Laub, darunter ein Graben. Prompt kam der Tiger wieder, fiel in das Loch und wurde gefangen und getötet. Sein Fell hing später noch lange im Hause meiner Schwester über den Betten der Kinder.



Meine Eltern berichteten natürlich auch nach Hause von den Tigerbesuchen. Meine Großmutter erkundigte sich besorgt, wie meine Mutter denn damit umgehe. In einem Brief vom 28. März 1934 schrieb meine Mutter: »Ich werde ja eine leise Tigerfurcht nie los, hier beim Haus weniger, aber wenn ich mit den Kindern weiter weg spazieren gehe oder mit ihnen am Badesee bin, dann denke ich, dass man sich ganz der Liebe Gottes ausliefern muss und glauben, dass er uns beschützen kann.« Mein Vater schrieb zu diesem Thema, weil sich auch seine Eltern Sorgen machten: »Dazu liegt kein Grund vor. Ich sage immer, ich bin ganz dankbar, wenn man alle paar Monate Tiger Spuren sieht, die Leute sind dann viel umgänglicher.«

Ein Gedicht von Herrn Dr. Helbig mit der Überschrift »Tiger hinter Gitter« endet folgendermaßen:

Freund, wie wäre der Gedanke:  
träfst Du so ihn in der Steppe  
unverhofft auf schmalem Pfade  
ohne jede Gitterschranke?  
Spürst den Atem, hörst das Mauzen,  
siehst, wie er nach Frühstück giert ...  
glaub', du ständest nicht mehr grade  
und Dein Mut wär' weggrasiert.

Ein anderes Erlebnis, von dem Herr Dr. Helbig in seinem Buch berichtete, war der Tod eines unserer treuesten Mitarbeiter: Enos. Er ging nachts nach einem starken Regen zum Wasserwerk, um nachzusehen, warum das Licht ausgegangen war. Dabei stellte er fest, dass ein Erdbeben den

Wasserzfluss zur Turbine blockiert hatte. Gerade als er sich den Schaden besah, kam ein noch größerer Erdbeben, und er wurde verschüttet. Enos erstickte in den Erdmassen, obwohl sofort fieberhaft mit vielen Leuten nach ihm gesucht wurde.

Aus Anlass dieses Berichtes über meine Jugendzeit las ich die Briefe meiner Eltern, die sie nach Hause geschrieben hatten, zum ersten Mal. Ich war erstaunt über die schwere Zeit, die sie aufgrund vieler widriger Umstände, vor allem im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise, erlebten. Hiervon haben wir Kinder allerdings nie etwas gemerkt.

Am 25. Oktober 1929, dem »Schwarzen Freitag«, begann die Weltwirtschaftskrise an der Wall Street mit einem nie erlebten Börsencrash als Folge von Überproduktion und kreditfinanzierter Massenspekulation. Binnen weniger Stunden verfielen die Aktienkurse. Rekordverkäufe und Panik unter den Anlegern sorgten dafür, dass die Aktien innerhalb einer Woche 40 Prozent ihres Wertes verloren. Die darauf folgende Krise dauerte bis in das Jahr 1933. Sie führte zu Bankenzusammenbrüchen, Firmenpleiten und Massenarbeitslosigkeit und in Deutschland zum Erstarken des Nationalsozialismus. Am 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler zum Reichskanzler des Deutschen Reiches ernannt.

Unter seiner Führung wurden politische Gegner von den Nationalsozialisten verfolgt, in Konzentrationslagern inhaftiert oder ermordet. Hitler und seine Anhänger betrieben die systematische Entrechtung und Ermordung der europäischen Juden. Sie entfachten den Zweiten Weltkrieg, an dessen Ende weite Teile Deutschlands und Europas zerstört, Deutschland geteilt und 55 Millionen Tote zu beklagen waren. Diese Zeit nannte man damals das »Tausendjährige Reich« oder auch »Deutschlands große Zeit«.

Sowohl mein Vater als auch meine Mutter schrieben fast jede Woche einen ausführlichen Brief an ihre Eltern in Deutschland. Aus diesen Briefen geht hervor, dass schon in den ersten sechs Jahren während der Umstellung von Kaffee auf Tee eine Teefabrik und zur erforderlichen Stromerzeugung ein Elektrizitätswerk gebaut werden musste. Dies kostete sehr viel mehr Geld als zunächst erwartet und geplant. In der Weltwirtschaftskrise sank der Teepreis von etwa achtzig auf zwanzig Cent je

## Unsere Teesorten



Kilogramm. Keine Bank gab mehr Geld. Wenn meine Eltern aufgegeben hätten, hätten sie von dem in die Pflanzung investierten Geld nichts mehr bekommen. Als sich die Weltwirtschaft Mitte der 1930er-Jahre langsam wieder erholte, führte Nazideutschland eine Devisenbewirtschaftung ein. Diese machte es fast unmöglich, den an sich guten Markt in Deutschland weiter zu beliefern.

Im Mai 1933 schrieb meine Mutter nach ihrem Bericht über die Notwendigkeit des Sparens, dass auch der regelmäßige Gang zum Zahnarzt, das Porto für Luftpostpapier, Filme, Geschenke, Besuche und vieles andere mehr unterbleiben musste:

»Wir fragen uns manchmal, für wen wir dieses Opfer bringen, denn es ist schwer, sich so durchzuzwingen, wie es jetzt der Fall ist. Dabei müssen wir froh sein, dass wir noch ringen können ... Trotzdem tragen mein Mann und ich schwerer an unseren Lasten, als wohl irgendjemand ahnen kann. Aus der Ferne ist schwer zu erkennen, dass es sich bei uns seit Jahren darum handelt, für das Eine (die Pflanzung) alles zu opfern, weil es sein muss, und zwar mit blutendem Herzen. Wenn ich auch alle Sorgen und Entbehrungen willig ertrage, so betraure ich doch das, was auf unser Familienleben übergreift und drückt und sich vielleicht erst später auswirkt. Ich bin jedenfalls dankbar, dass wir immer wieder Eure Liebe spüren dürfen, Euer treues an uns denken und mit sorgen.«

Im September 1934 schreibt meine Mutter in einem anderen Brief:

»Was Du schreibst, liebe Mutter, klingt, als wüsstest Du, wie es mir zuweilen zumute ist. Wie viel versäumt man an seinem Nächsten, weil einen die täglichen Sorgen zu sehr gefangen halten. Man sollte über dem allem stehen können. Den Kindern gegenüber gelingt das noch am ehesten, weil sie all die Schwere des Lebens ja noch nicht so kennen und von unseren großen Sorgen nichts wissen. Sie haben es ja gut, denn sie haben ihre Eltern immer um sich, und ich kann ihnen auf jedes Anliegen Gehör schenken, daran werden sie später wohl denken. Mein Mann ist ja gerade, wenn die Sorgen sich häufen, am wenigsten mitteilsam, da bleibt mir dann nur das stille Mittragen und ich muss mir genügen lassen, dass ich äußerlich für ihn sorgen kann. So verlaufen dann unsere Tage äußerlich ruhig, während das Gemüt einen schweren Weg geht.«

Zum Spielen hatten wir Kinder alles, was man sich wünschen konnte. Ich bekam jedes Jahr einen Märklin-Metallbaukasten, hatte Werkzeuge und baute mit der Hilfe meines Vaters zum Beispiel ein Wasserrad, das eine Hammermühle antreiben konnte. Meine Schwester hatte Puppen und entwickelte schon früh eine große Zuneigung zu kleinen Kindern.

Mein Vater beschäftigte bis zu fünfzig Mitarbeiter, meist junge Männer, zum Hacken, Teepflücken usw. Es gab aber auch andere Familien mit kleinen Kindern, und bei diesen Batak-Familien konnte sich meine Schwester ganze Tage lang aufhalten. Auch ich hatte unter den Batak, deren Sprache wir zur gleichen Zeit lernten wie Deutsch, einen guten Freund. Pokki war etwa zehn Jahre älter als ich und fungierte als Vormann in der Teefabrik. Wenn ich irgend Zeit hatte, war ich in seiner Nähe und half in der Fabrik mit.

Mit sechs Jahren geht man als Kind normalerweise in die Schule. Das war aber bei uns nicht so leicht möglich, obwohl es in etwa zehn Kilometern Entfernung eine einfache Dorfschule für die Batak-Kinder gab. Eine Schule mit Internat für einige deutsche Kinder befand sich in Kabanjahe, etwa 150 Kilometer von Sibosoer entfernt. Dorthin woll-

ten mich meine Eltern aber nicht schicken. Deshalb musste meine Mutter in den sauren Apfel beißen und auch noch unsere Lehrerin werden. Ein Schreiner fertigte einen pultähnlichen Schülertisch an, an dem mir meine Mutter die ersten Kenntnisse in Schreiben und Rechnen beibrachte. Zwei Jahre später besuchte auch meine Schwester die »Schule« in unserem Schlafzimmer. Weil meine Mutter sehr streng war, lernten wir so recht und schlecht, denn als Strafe gab es während der Schulstunden Tätzen mit dem Lineal.

Auf die Dauer war das aber nach Meinung der Eltern nicht ausreichend. So ließen sie 1936 eine Lehrerin aus Deutschland kommen, die Fräulein Jetter ablösen sollte.

Frau Dr. Ruth Wais, eine Mathematiklehrerin, nahm ihre Aufgabe sehr ernst und brachte uns eine Menge bei. Sie war die Tochter von Julius Wais, dem Autor der in Württemberg seit Jahrzehnten berühmten Albführer. Sie war deshalb auch in Sumatra während der Ferien immer unterwegs und hat sicher viel mehr von diesem Land gesehen als wir.

#### *Unsere Schulstube im Schlafzimmer*

